

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Sechster Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. W. — Man pränumeriert im Kommissionärsamt zu Ofen, in Z. Tomalac Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Der Geist des Sturmes.

(Fortsetzung.)

Als Karl Louvel wiederum auf dem Verdecke der Gloire stand, ersuhr er zu seinem größten Verdrusse, der Kapitain sei ans Land gegangen. Die Sache litt keinen Aufschub, und da er von Natur ungeduldig war, so ward er bei dem Gedanken an die unglückliche Schwester, die noch eine Nacht ohne Nahrung zubringen sollte, fast wahnsinnig. Er bat Einige seiner Kameraden um Geld, aber keiner war im Stande, ihm helfen zu können, sie alle hofften und warteten, aber die Gegenwart sollte aufgeheilt werden. Der Gedanke, den Kapitain am Lande aufzusuchen, und ihn da um etwas Geld zu ersuchen, fuhr ihm durch den Kopf; aber dann erinnerte er sich an Delmars unbeugsame Festigkeit, an seinen Unwillen über alles, was nur wie Mißachtung aussah. „Wenn ich ihn auch sände“ — dachte Louvel — „könnte ich ihm in einen Kaufmannsladen folgen, oder ihn auf der StraÙe anhalten und ihn um meinen Sold bitten? Nein — und doch ist's eine Sache, von der Leben und Tod abhängt. Pauline, meine arme Schwester!“ Unentschlossen, was er thun sollte, blieb er stehen. In diesem Augenblicke blieb van Bröckel, der auf dem Verdeck hin und her ging, stehen, fühlte an seine Tasche, als suche er etwas, wandte sich dann zu Louvel und ersuchte ihn, in seine Kajüte zu gehen und ihm ein Fernrohr zu bringen, das er dort habe liegen lassen. Mit instinktmäßiger Bereits

willigkeit fuhr der Seemann aus seinem träumerischen Sinnen auf, und ging hinab in die Kajüte, fand das Fernrohr und wollte eben wieder auf das Verdeck eilen, als er mit den Füßen in dem Tuche hängen blieb, welches über dem Tische lag, und dadurch ein an der Ecke stehendes Kästchen herabwarf, das im Fallen aufging, und eine Menge Gold- und Silbermünzen zeigte, welche nach allen Seiten auf dem Boden hinstrollten. Ein blitzschnell ihm durch den Kopf schiesender Gedanke goß ihm eine glühende Röthe auf die Wangen. Er kniete nieder, las schnell das Geld auf, legte es in das Kästchen, schloß es zu und stand bereits an der Thüre der Kajüte. Hier zögerte er, er dachte an Pauline, an ihre Worte: „Seit drei Tagen habe ich nur ein Schnittchen Wassermelone gegessen,“ ging zurück, öffnete das Kästchen wieder und stierte den Geldhaufen an, der vor ihm glänzte, „wie wenig, wie wenig davon würde sie glücklich machen! Ich könnte es wieder hinlegen, wenn mir Kapitain Delmar meinen Gold gibt — Niemand würde es merken — ich brauchte eine Stunde, das Geld zu zählen.“ Bei dem letztern Gedanken sah er van Bröckel am Tische sitzen, zählen, vermessen und . . . Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und eilte fort. Schon stand er auf der vorletzten Stufe der Kajütentreppe, die frische Seeluft kühlte sein Gesicht und er erinnerte sich, das Fernrohr, nach dem er geschickt war, in der Verwirrung auf dem Tische liegen gelassen zu haben. Langsam ging er zurück, langsam trat er wieder in die Kajüte und stand gedankenlos wieder vor dem Verdeck. Wilde Traumbilder jagten durch seinen Kopf, wie Blitze bei einem Gewittersturm; in einem sah er die Schwester, seine verlassene Pauline, von dem geizigen Sklavenauffseher ergriffen und fortgeschleppt, die Weitsche über ihr geschwungen; er fuhr auf, um zwischen das zarte Mädchen und den Tyrannen zu treten — er schlug — das Bild verschwand und das Geld klang unter seiner Faust in dem Kästchen. Louvel griff hinein in den Haufen, ohne zu sehen, ob er Gold oder Silber erhalte; er wartete nicht, das gestohlene Geld zu zählen, sondern nahm eine Handvoll, steckte es in die Tasche und eilte mit dem Fernrohr auf das Verdeck. Van Bröckel bemerkte seine Verlegenheit nicht — sein Auge war fest an den Himmel geheftet; er setzte das Fernrohr an und prophezeigte murmelnd einen nahenden Sturm. Louvel drehte sich um; er fühlte sich unwohl und schwach, wie ein erschrockenes Mädchen, aber es war nicht die Furcht vor dem kommenden Sturme, der ihm das Blut aus dem Gesichte trieb. — Wieder schaukelte das Boot auf der Fluth, aber Louvel sang und rebete nicht; er stützte den Kopf auf die geballte Faust, während die bran-

benden Wogen sein Gesicht bespreizten; seine drei Begleiter sahen sich einander an und wunderten sich. Mit einem Male fuhr er auf. Am Ufer war die Brandung fürchterlich. Jede Woge warf das Boot in das offene Meer zurück. Die Furcht, er werde verfolgt und ergriffen, schlich sich in sein Herz; nie vorher hatte er gewußt, was Furcht sei, jetzt lernte er sie unter der entsetzlichsten Gestalt kennen. Er konnte das herzbeengende Gefühl nicht länger ertragen; er stürzte sich in die Wellen, — sie schlugen über ihm zusammen.

„Soll ich denn umkommen, ohne sie zu retten?“ — dachte er und der Gedanke gab seinen Gliedern neue Kraft. Durch verzweifelte Anstrengung erreichte er das Ufer und eilte der Hütte zu, warf das Geld dem Mädchen hin, und sank erschöpft zusammen. Nach einigen Augenblicken begann das Mädchen: „Bete mit mir, Karl! denn eben ist meine Mutter gestorben.“ Ihre trauernde Stimme machte einen unbeschreiblichen Eindruck in seinem Herzen. „Ich kann nicht beten, Pauline! — aber hier ist Geld — Geld, dich zu retten, sie zu begraben, — mich zu verderben.“ Seine Worte verriethen ein gequältes, zerrissenes Gewissen, aber Pauline beachtete sie nicht, denn sie hing mit liebenden Kindesblicken an dem Leichname der Mutter. Endlich wandte sie sich um. „Ich sollte dir danken, theurer, guter Karl!“ — sprach sie — „für das viele Geld, — aber, Karl!“ — fuhr sie entsetzt fort — „das Geld wird mir nichts helfen — es gilt hier im Lande nicht.“

Ein verrätherischer Schlag von einem Freunde — der Dolch — ein schwaches Bild von der betäubenden Wirkung, welche diese wenigen Worte auf Louvel hatten. „Es gilt hier im Lande nicht!“ — Er hatte also ein Verbrechen begangen — seinen Stand beschimpft — sein Leben gewagt — den fremden Mann bestohlen — umsonst. „Es gilt hier im Lande nicht!“ — Paulinen war also nicht geholfen, sie mußte fernher leiden, vielleicht sterben vor Hunger vor einem Haufen Gotte!

Er konnte es nicht wechseln, wenn er auch gewußt hätte, wo man sonst wechselte. Was konnte ein Matrose mit einer Handvoll Gold thun, dessen Werth er nicht einmal kannte? Er mußte augenblicklich entdekt werden. Verzweiflungsvoll blickte er die Schwester an, die endlich rief: „Hier, hier, dieses kleine Silberstück gilt!“

Karl stand auf und Pauline ging mit ihm, um Brot zu kaufen und nach dem Versprechen, den nächsten Tag wieder zu kommen und mit der ängstlichen Hoffnung, das gestohlene Geld wieder hinlegen zu können, entfernte er sich. In dieser ersten Nacht der Schuld

schloß Louvel die Augen nicht und wenn er es that, so wolle ihn ein fieberisches Schütteln aus seinem augenblicklichen Vergessen. Den Morgen erwartete er mit ängstlicher Besorgniß. Endlich kam van Bröckel auf das Verdeck. Karl Louvel athmete freier, endlich hatte er die Gelegenheit erspäht, und wollte die Treppe hinabgehen, aber der Kapitain, der mit van Bröckel gesprochen hatte, befahl ihm in strengem Ton, zu bleiben. Warum sollen wir bei der schrecklichen Szene verweilen? Es genüge die Erwähnung, daß Louvel vor der gesammten Schiffemannschaft des Diebstahls überführt wurde, daß er das Geld heraus gab, seine Geschichte erzählte, und von Kapitain Delmar, der diesmal ein strenges Beispiel zur Warnung aufstellen wollte, zu 150 Hieben verurtheilt wurde.

Das Urtheil ward vollzogen und endlich der Erschöpfte, Gesquälte, mit Wunden Bedekte, der Pflege der Chirurgen überlassen; keine Klage, kein Seufzer entschlüpfte dem Seemann, nur sein zitternder Leib zeugte noch von einem Leben. Jetzt öffnete Lafitte schüchtern die Thür, trat ein und sagte: „Wenn meine Schwester halb verhungert wäre — so hätte ich es vielleicht auch gethan.“ Louvel reichte ihm die Hand und sprach endlich: „Du sagst das mir zum Troste — aber nichts kann mich beruhigen; Schmerz kann ich ertragen, aber nicht die Schande.“ Heinrich zögerte einen Augenblick, dann legte er eine kleine Summe Geld mit den Worten auf den Tisch: „Dieses haben wir für Paulinen gesammelt. Wie bringen wir es zu ihr?“ Ein krampfhaftes Lachen war Louvels Antwort, er sank zurück auf das Lager, seine Lippen trennten sich und warmes Blut quoll aus dem Munde. „Er stirbt, er stirbt!“ — rief der Knabe. — „Stille, Lafitte!“ — entgegnete der Wundarzt — „er hat sich ein Blutgefäß zersprengt, doch kann er noch genesen.“ —

Im Hospital zu Barbados neben dem wundenbedekten geliebten Bruder saß die schwarzäugige Pauline, mit verwachtem Gesichte und thränen schweren Augen; von Zeit zu Zeit schreckte sie ein hohler kurzabgestoßener Husten auf, dann sank alles wieder in tobtähnliche Stille. „Ich bin so schwach, daß ich die Schande nicht überlebe“ — sprach Louvel mit schwacher Stimme, den Kopf nach der liebenden Wärterin wendend. Gern wäre sie an seinem Lager hingefunken und hätte ihn gebeten, für sie, um ihrer willen zu leben, aber sie kämpfte den Schmerz nieder, da sie wußte, heftige Erregung könne ihm den Tod bringen. „Liegt das Schiff noch in der Bucht vor Anker?“ fragte er dann. — „Ja, lieber Bruder!“ — „Ich könnte es nicht ertragen, wenn sie ohne mich nach dem schönen Frankreich segelten.“ Der sterbende Seemann schloß die Augen und drückte

blos die ihm gebotene Hand. „Ach“ — dachte das Mädchen — „ist das Gerechtigkeit oder ist es Noth?“ Dann stand sie auf, um auf dem Markte einige Früchte zu kaufen. Die Luft war schwül und schwer, so schwer, daß sie kaum zu athmen vermochte. Bald traf sie auf einen Haufen Menschen, die eiligst aus der Stadt flohen. Sie wollte zurück zu ihrem Bruder, aber der Rückweg war ihr abgeschnitten; die dichte Menge des erschrockenen Volks drängte sich um sie, sie ward von dem unaufhaltbaren Volksstrome mit fortgetragen, immer fort und fort, während Einige zu Boden getreten wurden, Andere ohnmächtig niederstürzten, ohne beachtet zu werden.

(Beschluß folgt.)

L i s s a b o n .

Wenige Städte gewähren von Außen einen vielversprechendern Anblick als Portugals Hauptstadt; hat man sie aber in verschiedenen Richtungen durchwandert, so kann man ihr kaum den Namen einer schönen Stadt zugesehn, wenn sie gleich einige schöne Gebäude und öffentliche Plätze besitzt. Die Häuser der langen und schmalen Straßen sind größtentheils vier bis fünf Stok hoch und machen, durch Ueberladung mit langen finstern und eisernen Altanen, keinen günstigen Eindruck; selbst die Gebäude, welche Pombal nach dem Erdbeben von 1755 erbauen ließ, die nach der Schnur gezogen und mit vortrefflichen Fußwegen versehen sind, haben zu sehr das Aussehen von Magazinen und Kasernen. Wäre aber auch Lissabon die schönste Stadt der Erde, so würde man doch, wegen der dort herrschenden, jede Vorstellung übersteigenden Unreinlichkeit nicht gern längere Zeit daselbst verweilen. Mit Ausnahme der wenigen neuerbauten Straßen werden in den übrigen zu jeder Stunde der Rehricht, die Ueberreste der Speisen und andere, den höchsten Ekel erregende Gegenstände hinausgeworfen. Es ist ein Glück, daß die herrenlosen Hunde, deren Zahl man auf mehrere tausend schätzt, das Geschäft des Aufräumens zum Theil übernehmen. Die Schmutzhaufen müßten sich aber doch zuletzt zu unübersteiglichen Hindernissen aufthürmen, wenn nicht die Glut der Sonne sie ausbörte und die Fußtritte der Menschen und Thiere sie in den feinsten Staub verwandelten, der, vom leisesten Winde in die Höhe getrieben, die Gehenden und Fahrenden zu ersticken droht. Im Monat Juli ist der Aufenthalt in Lissabon wirklich eine Qual. Man kann, sobald der Seewind kommt, so erquickend er auch bei der Hitze des Tages ist, nicht über die Straßen

gehen, ohne sich wieder neu umzukleiden und die Fenster kaum einige Minuten offen lassen, ohne daß alles Geräthe im Zimmer mit dem ekelhaftesten Staube bedekt würde. — Junot gelang es, Keintlichkeit nach Lissabon zu bringen; die, welche den Platz vor ihren Häusern nicht rein hielten und alles Entbehrliche durch die Fenster auf die Straßen schütteten, wurden, ohne Unterschied des Standes, gezwungen, bei hellem Tage vor ihren Häusern zu stehen und aufzuräumen. Das wirkte, aber gleich nach dem Abzuge der Franzosen füllten sich die Straßen wieder mit Unrath.

D e r E m u.

In den weiten offenen Ebenen von Buenos Ayres findet sich der Emu oder amerikanische Strauß. In den Theilen, wo die Vögel nicht gejagt werden, kommen sie nahe an die Wohnungen der Menschen und lassen sich nicht durch den Lابلik von Fußgängern stören; da aber, wo man wegen ihrer Haut und Federn Jagd auf sie macht, sind sie außerordentlich scheu. Vorzüglich häufig finden sie sich in den Sumpfigen Gegenden, entweder paarweise, oder in Herden von dreißig und mehr. Sie laufen mit solcher Geschwindigkeit, daß sie nur ein guter Reiter mit einem guten Pferde einholen kann. Bedient man sich zum Fange des Kugellaffos, so darf man sich dem Vogel nur mit der größten Vorsicht nähern; denn obgleich er nicht mit dem Schnabel halt, so schlägt er doch mit großer Kraft hinten aus und soll einen Stein zertrümmern können. Wenn er in völliger Schnelle läuft, so sind die Flügel hinten ausgestreckt; will er sich wenden, so öffnet er den einen Flügel und der Wind unterstützt ihn in der Umwendung. Dieser Strauß läßt sich jung sehr leicht zahm machen. Die gezähmten Haussträusse gehen in alle Zimmer, spaziren in den Straßen herum, gehen oft Stunden weit in das Land hinein, kehren aber jedesmal in ihre Heimath zurück. Sie sind sehr neugierig und bleiben an den Thüren oder Fenstern der Häuser stehen, um zu sehen, was drinnen vorgeht. Man füttert sie mit Körnern, Brot und andern Dingen, sie verschlingen aber auch Geldstücke, Metall und kleine Steine. Das Fleisch der Jungen ist zart und wohlschmelzend, aber nicht das der Alten. Man glaubt, sie tränen nie, was jedoch sicherlich ein Irrthum ist; dagegen sind sie treffliche Schwimmer und schwimmen über Flüsse und Seen, wenn sie auch nicht verfolgt werden. Die Zahl dieser Vögel nimmt in demselben Verhältnisse ab, wie die Bevölkerung zunimmt; denn obgleich es schwer hält, sie mit Feuergewehren zu erlegen oder zu

Pferde mit dem Lasso zu fangen, so sucht doch Jedermann die Eier auf und tödtet die Jungen.

Zur Charakteristik des englischen Volke.

Der französische Schiffskapitain Cazy, Kommandant der Freigatte Calypso, welche gegenwärtig von dem Dünengeschwader abgefordert bei Chatam vor Anker liegt, kam lezthin auf eine Londoner Brücke, als einer seiner Whigfreunde, welcher so eben in das Parlament gewählt worden war, unter dem Zujuchzen seiner Freunde und Anhänger und mit Bändern geschmückt, auf seinem Triumphwagen vorüberzog. Cazy richtete einige verbindliche Worte an seinen Freund. Dieser Umstand zog die Blicke John Bulls auf den fremden Mann mit einem rothen Bande im Knopfloche. Sogleich stürzte alles auf ihn, um ihm das Band abzureißen. Cazy wehrte, so gut er konnte, die Menge von sich ab, welche ihm zurief: „Nieder mit dem Tory!“ Der Kapitain machte ihr nun bemerklich, daß er kein Tory, sondern ein französischer Marineoffizier, Freund des Gewählten, und das Band in seinem Knopfloche das der französischen Ehrenlegion sei. Sogleich änderte sich die Szene. „Bravo der Franzose! Hurrah! Hurrah!“ — rief alles wie aus einer Kehle. Ein Mann aus dem Volke faßte ihn bei dem rechten und ein Anderer an dem linken Beine an, um ihn dem Volke desto besser zu zeigen und ihn im Triumph herum zu tragen. Nur mit Mühe konnte sich der Kapitain der Freundschafts- und Beifallsbezeugungen des Volke entziehen. Das rothe Band ist bekanntlich während der Wahlzeit das politische Zeichen der Torsy.

Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche.

In England lassen die Eltern ihren Töchtern bei der Heirath freie Wahl; in Frankreich gebieten die Eltern über die Hand der Tochter und diese muß sich dem Ansehen derselben fügen; allein in Frankreich sorgt man eben so zärtlich für das Wohl der Töchter als in England, und es scheint, daß der Erfolg trotz dem verschiedenen Verfahren in beiden Ländern gleich sei. Diesseits und jenseits des Kanales gibt es gleich viel glückliche Ehen. Eine Engländerin denkt vor ihrem 20. Jahre an keine Heirath; eine Französin, die 16 Jahre zählt, wünscht sich einen Mann. Die Engländerin hat daher die gehörige Ausbildung des Geistes erhalten, und sie kann mit Recht

eine Ehe nach ihrer Wahl schließen. In England gewähren die Gesetze dem Mädchen mehr Schutz als in Frankreich. Sie umgeben dasselbe mit einem magischen Zauber, was in dem letztern Lande nicht der Fall ist. In England ist der Kreis der Bekanntschaften der Eltern nicht groß; in Frankreich erstreckt er sich viel weiter und die Töchter sind großen Versuchungen ausgesetzt.

Der Schauspieler Kebbish.

Dieser Mann war zu seiner Zeit ein sehr schätzbarer Schauspieler und der zweite Gatte der Mad. Canning, Mutter des berühmten Staatsmanns, Georg Canning. Kaum war er über die Blüthe seiner Jahre hinaus, so wurde er verrückt und niemals konnte man ihn wieder herstellen. Die Veranlassung dazu war folgende: Er spielte einst die Rolle des Hamlet's; sein Mitspieler stieß ihm die Perücke vom Kopfe, das Publikum lachte darüber, was er sich so zu Gemüthe zog, daß er den Verstand verlor. Er starb in dem Narrenhause zu York.

Miszellen.

Strasburg. Herr Cartier, Herausgeber des Echo de l'Est, hat drucken lassen: „Nicht genug, daß die Herzogin v. Berry von einem Juden verrathen wurde, sie mußte auch noch unter die Feder eines Juden gerathen.“ Hr. Level, Herausgeber des Journal de la Meuse, fand sich hiedurch persönlich beleidigt, und es kam zum Duell, in welchem Cartier eine schwere Schußwunde erhielt. B.

London. Der Oberst Barnhagen hat in Brasilien eine wichtige Entdeckung gemacht, über die Art und Weise, die Kraft des Schießpulvers zu erhöhen. Indem man nämlich Pulver und Sägespäne (besonders von weichem Holze) zu gleichen Theilen mit einander vermengt, wird die Gewalt des Pulvers zum Sprengen von Felsen fast um das Dreifache vermehrt. B.

Paris. Um sich einen Begriff von der Lesewuth der Pariser zu machen, muß man wissen, daß in Paris allein 217 Zeitungen erscheinen, von welchen einige 6 bis 8000 Abonnenten zählen. In den Departementen erscheinen 243 Zeitschriften und Tagblätter. M.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 7.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.